

Persistenter Identifier: 1580125921904_1882_83

Titel: Professor Dr. G. Jägers Monatsblatt : Zeitschrift für Gesundheitspflege u. Lebenslehre

Autor: Jaeger, Gustav

Ort: Stuttgart

Datierung: 1883

Signatur: XIX/218.4-2,1883

Strukturtyp: volume

Lizenz: <https://creativecommons.org/publicdomain/mark/1.0/deed.de>

PURL: https://digibus.ub.uni-stuttgart.de/viewer/image/1580125921904_1882_83/1/

Abschnitt: Der Blumenduft.

Strukturtyp: article

Lizenz: <https://creativecommons.org/publicdomain/mark/1.0/deed.de>

PURL: https://digibus.ub.uni-stuttgart.de/viewer/image/1580125921904_1882_83/200/LOG_0075/

Weise, daß der Geruch der entwendeten Sachen dem Geruche der Diebe gleichkam“; es ist auch aus allen Zeugenaussagen ersichtlich, daß er unter den verschiedensten Umständen die abhanden gekommenen Sachen ermittelt hat. Es geht nun aus allen Thatfachen hervor, daß die Richtigkeit der Sache selbst, die nämlich, daß Sch. einen sehr scharfen Geruchssinn besitzt, und daß er mittelst desselben verschiedene verborgene Stoffe entdeckt und durch Vergleichung des Geruches dieser Stoffe mit der Ausdünstung derjenigen Personen, die mit ihnen in Berührung gestanden, letztere bezeichnet hat, keineswegs widerlegt worden ist, gegentheils, daß eine Reihe von Zeugnissen für die Richtigkeit sprechen. — Auf Grund dieses Gutachtens ist Sch. von der Anklage wegen Betruges freigesprochen worden.

(Fortsetzung folgt.)

Der Blumenduft.

Aus „Svenska Familj-journalen“ für Juli 1883, Seite 214, von G m a l (Pseudonym).
Uebersetzung von Gilma Nilsequist.

Vor etwa fünfundzwanzig Jahren machte ich die Bekanntschaft eines Hagestolzen, der den größten Theil seines Erbgrundes, im mittleren Theil Schwedens, für Blumenzucht verwendete. Der alte Edelmann lebte nur für Blumen und Musik, welche beide er auf das Eigenthümlichste verband.*) Er hatte Blumen von unvergleichlicher Schönheit, und obgleich ich nachher mehrmals bei unseren Gärtnern Nachforschungen anstellte, habe ich doch nie so wunderbare Blumen wie bei dem Alten gesehen.

„Sie lieben die Blumen,“ sagte er einmal zu mir; „schade nur, daß Sie nicht ihre Sprache verstehen!“

„Meinen Sie die Blumensprache?“ fragte ich.

„Ja, die Sprache der Blumen.“

„Ah, das ist eine Sprache, welche zu studiren ich nicht beabsichtige. Das überlasse ich sentimentalen Pensionismädchen,“ antwortete ich in jugendlichem Uebermuth.

„Ich meine nicht die Thorheiten, daß z. B. Vergiß mein nicht bedeute: ich liebe dich u. s. w.,“ sagte er verächtlich. „Nein, ich meine die eigene Sprache der Blumen, welche sie sprechen und — die ich verstehe,“ fügte er hinzu.

„Können Sie wirklich hören, daß die Blumen etwas sagen, so haben Sie ein sehr feines Ohr,“ sagte ich spöttisch.

„Jawohl, und es sind mehrere, welche ein gleich feines Ohr haben. Sie kennen Georges Sand. Sie schreibt in ihrem *Consuelo*: „Die Rose sprach von ihrer brennenden Liebe, die Lilie von ihrer keuschen Freude, die prachtvolle Magnolia von ihrem Stolz und die scheue Anemone von ihrer einfachen Freude. Einige prachtvolle Blumen redeten mit starker Stimme, als wollten sie mit Pauken und Trompeten verkündigen: ich bin schön, ich herrsche.“ Andere flüsternten kaum hörbar: ich bin unbedeutend, aber ich bin geliebt.“

*) Die Anwendung musikalischer Bezeichnungen für Düfte ist in der Parfümerietechnik längst üblich, wie man sich in den betreffenden Lehrbüchern überzeugen kann. Daß die „Seele des Gesanges riechbar“ ist, wird die neue Ausgabe meiner „Entdeckung der Seele“ theoretisch darlegen und von meiner dießbezüglichen praktischen Erfindung machen viele Leute schon längst Gebrauch. Jäger.

„Dieses ist ja nur in figürlicher Bedeutung geredet“, bemerkte ich. „Georges Sand versteht die Sprache der Blumen und so thut auch Mistress Hemans. Wollen Sie hören was sie sagt in „the voice of spring“?“ Und mit der innigsten Andacht las er eine Strophe, deren Inhalt war, daß in der stillen Nacht ein feines Ohr verschiedene Laute von jeder Blume, übereinstimmend mit einer jeden Charakter, wahrnehmen kann.

„Zweifeln Sie, daß die Blume einen Charakter habe?“ fuhr er fort, meine Gedanken ahnend. „Die Blume hat eine Seele wie der Mensch.“

„Wie kann sie eine Seele haben, da sie ein sich selbst bestimmendes Wesen nicht ist? Sie kann sich ja von ihrem Platz nicht bewegen.“

„Sie ist von anderer Natur als der Mensch und hat also nicht dieselben Fortschaffungsmittel, aber setzen Sie eine Erbse ohne Stütze, und sie wird kriechen, bis sie eine solche in einem Gras oder so etwas findet.“

„Mag es so sein, aber das beweist nicht, daß sie eine Seele hat,“ fuhr ich eigensinnig fort.

„Die Blume hat eine Seele, denn sie hat eine Neigung, einen Willen, den sie sehr bestimmt kund macht. Sehen Sie z. B. diese *Lonicera occidentalis*; drehen Sie sie rechts, wenn Sie können. Sie will nach der linken Seite, und Sie können sie nicht zwingen nach der rechten Seite hin zu ranken, ohne sie zu tödten oder zu verderben.“

Einmal zeigte er mir eine Aesche, die einem Wachholder von ungewöhnlicher Größe sehr nahe stand. — „Diese Bäume hassen einander,“ sagte er. „*Fraxinus excelsior* haßt *Juniperus communis*, aber ich verfühne sie durch *Ribes alpinum*, welches beide lieben.“

„Wollen Sie wirklich behaupten, daß die Pflanzen lieben und hassen können?“ fragte ich.

„Ganz gewiß, *Crataegus oxyacantha* und *Prunus spinosa* — Hagedorn und Schlehdorn — leben wie Hund und Katze. Alles, alles in der Natur fühlt Antipathie und Sympathie. Ovidius sagt, daß nicht nur der Mensch, sondern jedes Atom des Universums liebt und haßt.“

In Mitten eines Teiches lag eine kleine Insel, auf welcher nur „schwarze“ Rosen wuchsen. Die Brücke der Insel war zugeschlossen, und als ich ihn bat, hinübergehen zu dürfen, um die weitberühmten „Trauerrosen“ des Alten zu sehen, mußte ich ihm versprechen, nicht ein Wort zu sagen, so lange wir auf der Insel waren. Als ich diese üppigen sammetartigen Blumen betrachtet hatte und wir wieder auf der anderen Seite waren, fragte ich, was es eigentlich Böses gewesen wäre, wenn ich z. B. gesagt, daß die Rosen wunderbar seien.

„Sie hätten sie gestört“, sagte er. „Diese Rosen dulden die Menschenstimme nicht. Sie wissen, daß viele Menschen sich von dem Duft der Erdbeere übel befinden. Die Cokospalme welkt, wenn sie einer Wohnung so nahe steht, daß sie den Athem der Menschen riecht. Das wissen die Singalesen, und sie führen nie ihre Bambushütten nahe an einem solchen Baume auf.“

Die Anlagen des Alten waren oft merkwürdig und man fand zuweilen eine Puffbohne von den stattlichsten Lilien umgeben oder einen prachtvollen Rosenstrauch von Zwiebeln dicht eingefaßt. Als ich eine Bemerkung darüber machte, antwortete er: „Die Lilien lieben die Bohnen, denn ihre Düfte harmoniren, und die Rose liebt es, daß diese Zwiebelritter ihr aufwarten. Shakespeare sagt, daß die Erdbeeren gern unter Nesseln wachsen etc.“

mit Blumen von den heterogensten Düften umgeben und nachher über Kopfweh klaget. Welche Thoren, die nicht begreifen können, daß man nicht ungestraft die Harmonie der Natur stört.“

Die Chemiker (? Jäger) mögen bestimmen, ob die Duftscala des Alten Stich halte; so viel ist gewiß, daß einer kranken Frau, die Blumen sehr liebte, aber gewöhnlich Schwindel bekam, so oft man ihr einen Blumenstrauß brachte, ein solcher nach obiger Scala des Alten zusammengesetzt sehr gut bekam.

Nachschrift des Herausgebers: Der Einsenderin sage ich meinen besten Dank für diesen sehr interessanten Aufsatz und meine Leser und Leserinnen lade ich ein, Versuche zu machen. Daß man von einem falsch gemischtem Essen einen verdorbenen Magen bekommen kann ist bekannt, warum soll ein falsch zusammengesetzter Duft nicht Kopfweh machen?

Kleinere Mittheilungen.

Bein- und Armbekleidung. Hierüber schreibt mir Herr L., Lehrer in R. Folgendes:

Ihr Aufsatz über die Beinkleidung hat mir ungemein gefallen, und alles ist mir aus der Seele geschrieben. Je länger ich die enge Hose trage, um so entzückter bin ich darüber, und ich kann gar nicht begreifen, daß man je diese herrliche Tracht hat verlassen und sich zu einem solchen Unsinn hat versteigen können, die Beine in Säcke zu stecken. Diese Erkenntniß des Richtigen und Schönen gibt mir auch den Muth, mich überall in der engen Hose zu zeigen und souverain auf alles Gaffen und Lachen herabzusehen.

Die richtige Beinkleidung hat mich zur richtigen, naturgemäßen Armbekleidung geführt. Ich habe mir an meinen beiden Anzügen enge, vorn geschlossene Aermel machen lassen, und die Sache behagt mir so gut, daß ich nicht mehr davon abgehen werde.

Wenn man den engen Aermel eine Zeitlang sieht, wie ich hier, wo ihn die Bauern ohne Ausnahme tragen, so findet man ihn viel schöner als den weiten. Nach meiner Ansicht gebührt demselben nicht bloß vom hygienischen sondern auch vom ästhetischen Standpunkt der Preis. Auch die mittelalterliche Tracht hatte ja diese Aermelform.

Ferner habe ich auch die Taschen in den Kleidern abgeschafft, wie ich Ihnen schon in letztem Briefe schrieb, und trage wenigstens zu Hause eine am Gürtel freihängende Ledertasche, gerade wie es im Mittelalter war. Ich halte das für das naturgemäße bei der Sanitätsbekleidung; namentlich finde ich Taschen in der engen Hose unpraktisch. (Ich auch! Jäger.) Auch im Sanitätsrock beeinträchtigen auch nur wenig umfangreiche Gegenstände die Bewegung und das Aussehen. Sie sehen daraus, daß ich der mittelalterlichen Tracht ziemlich nahekomme, und deshalb interessirt es mich sehr, wie die bei der Hygiene-Ausstellung in Berlin gewesenen Aquarellbilder, welche die Zukunfts-Normalbekleidung darstellen, aussehen. Könnte man sie nicht durch Vervielfältigung den Wollenen zugänglich machen? — (Vorläufig noch nicht! Jäger).

Wundfieber. Ein Wollener, Herr D. L. aus D., schreibt mir: „Ich hätte Sie gerne in Berlin aufgesucht, allein ich befinde mich seit dem 24. Juli hier im Hospital, wo ich mich einer Operation unterzogen habe.